

Wolfgang Herzberg: Ich bin Jahrgang 44, bin mit meinen Eltern 1947 aus England, aus der englischen Emigration, zurückgekehrt. Meine Eltern waren inzwischen in der Emigration Kommunisten geworden, geworben von der Auslands-KPD. Meine Mutter war Staatsanwältin, fast ihr ganzes Leben lang in der DDR, mein Vater Parteijournalist. Obwohl ich große Spannungen gegenüber meinen Eltern habe, liebe ich sie auch heute noch. Ich bin aber bewußt aus diesem Hintergrund kommend nie in die Partei eingetreten, um mich ein bißchen selbst zu behaupten. Auch um nicht zu sehr vereinnahmt zu werden, davor hatte ich große Angst. Ich habe nach dem Abitur Filmkopierfacharbeiter gelernt. Das war ein gewisses Muß, um studieren zu können, aber auch, um der Arbeiterklasse nahe zu sein, wie es damals begründet wurde im politischen Unterricht. Ich habe dann Kulturwissenschaften an der Humboldt-Universität studiert und bin in den 60er Jahren in die Kämpfe dieser Universität ziemlich verwickelt gewesen. Habe nach dem Berufsverbot Wolf Biermanns, 1965 durchs 11. Plenum, eine große Veranstaltung an der Universität gemacht mit seinen Liedern und Gedichten. Ich sollte dann auch von der Universität entfernt werden. Aber die FDJ-Gruppe und auch viele Dozenten, haben sich vor mich gestellt, und so konnte ich weiter studieren. Ein zentrales Thema an dieser Universität war der „Alltag der Arbeiterklasse“. Seit dieser Zeit hat mich dieses Thema auch sehr beschäftigt. Ich habe ein Jahr im Tiefbau gearbeitet, in Schwedt. Auch ein halbes Jahr in der Landwirtschaft, um mal zu sehen, ist denn das, was deine Eltern dir als Ideale vermittelt haben, stimmig oder nicht. Ich habe mich sehr früh, seit Anfang der 60er Jahre, mit der Diskrepanz zwischen Ideal und Wirklichkeit in der DDR auseinandergesetzt. Bin dann nach dem Studium auch ganz bewußt ins Berliner Glühlampenwerk gegangen. Ich habe dort vier Jahre lang gewerkschaftliche Kulturarbeit gemacht, auch um zu sehen, nach so einem sehr theoretischen Studium, ob denn das alles stimmt, was wir gelernt hatten. Da entstand bei mir die Idee, es wäre sehr wichtig, Arbeiterbiographien zu sammeln, um die unmittelbaren biographischen Erfahrungen aufzuzeichnen und zu publizieren. Das war ein äußerst mühseliger Weg, auch eine Selbstfindung. Ich war dann drei Jahre lang an der Akademie, habe dort eine Aspirantur gemacht, habe sie aber nicht dort abgeschlossen, teils, weil das Material von über 25 Interviews sehr schwer zu verdichten war, teils aber auch aus politischen Gründen. Damals entstand die Solidarnosc-Bewegung. Ich habe mich damit solidarisiert. Das hat sicherlich auch dazu beigetragen, daß ich als akademieunwürdig seit 1981 freiberuflicher Autor wurde, „frei“ natürlich nur in Anführungsstrichen. Es war aber immerhin möglich, aus diesem Material, welches ich gesammelt hatte, mein erstes Buch zu machen: „So war es“, Lebensgeschichten zwischen 1900 und 1980, das 1984 in der DDR erschienen ist. Ich möchte ein paar Passagen daraus vorlesen, weil ich finde, daß diese Interviews sehr viel mit dem heutigen Thema zu tun haben, und ich nicht nur über meine eigenen Erfahrungen reden möchte, sondern eben auch Leute zu Wort kommen lassen will, die vielleicht auch zu wenig Gelegenheit hätten, in dieser Kommission zu Wort zu kommen. Ich habe auch Schwierigkeiten mit dem Thema „Alltag zwischen Selbstbehauptung und Anpassung“, ich würde an erster Stelle das Wort „Identifikation“ setzen, also

„Alltag zwischen Identifikation, Anpassung und Selbstbehauptung“. Außerdem stelle ich mir eine andere Unterüberschrift vor, nämlich die folgende: „zwischen Erfahrung und Bewältigungsstrategien, zwischen einer vom Ansatz her emanzipatorischen Sozialutopie auf der einen Seite, und der immer weiter scheiternden DDR-Wirklichkeit auf der anderen Seite.“ Ohne diesen sozialutopisch-emanzipatorischen Grundansatz, der in der Phase der Gründung der DDR besonders deutlich war, ist DDR-Alltag nicht zu fassen. Deshalb lese ich ein paar Passagen vor, die eben gerade mit dieser Identifikation zu tun haben.

Hier fängt mit über 40 Jahren eine Frau mit sieben Kindern an, im Berliner Glühlampenwerk zu arbeiten. Sie war mit einem Alkoholiker verheiratet und deshalb Hausfrau, natürlich auch mit den vielen Kindern, die waren inzwischen groß geworden. Wie gesagt, 1984 veröffentlicht, später auch im Westen erschienen.

„Der Abteilungsleiter war ein sehr netter Mensch, der sagte mir, ich zeige ihnen das, können sie mal nehmen, können sie zunehmen, können sie abnehmen. Ich sagte, das kann ich alles, gut ich probiere es, es wird schon klappen. Dann hat er mir die Abteilung gezeigt. Die Kollegen waren alles junge Menschen im Alter von meinen Kindern. Auch der Leiter war jung. Laboranten waren es alle, und ich kann ihnen nur sagen, es war eine Umwälzung. So ein Umbruch in meinem Leben, daß ich da angefangen habe. Es war, als wenn da oben im Gehirn plötzlich etwas aufleuchtete. Ich konnte denken, ich konnte selbst überzeugen. Mir wurden Arbeiten übertragen, überreicht, wo ich überhaupt noch nie eine Ahnung von hatte. Es war, als wenn für mich jetzt erst das Leben begann. Es war einfach herrlich und ich habe es geschafft. Ich habe ein Buch studiert, was sie mir gegeben haben, über die Leuchtstoffe und alles. Bis ich es auswendig konnte, bis ich dann gesagt habe, jetzt möchte ich positive Arbeit haben, und dann ging es los und es klappte. Die Arbeitskollegen brachten mir alles bei, daß das ich mit einem Mal begriff. Sie konnten mit allem zu mir kommen, einmal zeigen, und ich habe es rechnen können, und habe es auswerten können. Wenn man nun in so einem Werk, in einer Abteilung arbeitet, wo alles versucht wird, es immer besser zu machen, dann fällt einem auch etwas ein. Zu dem einen Kollegen sagte ich, helfen sie mir doch mal, ich krieg das nicht so hin. Ich habe ja nicht die Erfahrung. Auch nicht die Schule, um denen zu sagen: so und so stelle ich es mir vor. Da hat dann einer zu mir gesagt: wie stellen sie sich das denn vor? Und ich sagte, na gucken sie doch mal, die Mühle kostet mindestens, wenn sie abgenutzt ist, 1.500 Mark bis 1.800 Mark und noch mehr. Und ich sagte, wir müßten mal noch versuchen, wo jede Mühle draufliegt, was dazwischen zu machen ist. Also, sie machte so eine Art Verbesserungsvorschlag. Versammlungen waren auch immer dabei. Aber, ich muß ihnen sagen, eine Versammlung liegt mir nicht. Es ist oft so monoton, ich fasse das nicht. Mir würde es mehr geben, wenn es bloß drei Mann wären, so daß einer oder der andere diskutieren kann. Aber nicht so weit ab sitzen, und da vorne wird gesprochen und dann fange ich an, müde zu werden. Das ist so einschläfernd für mich. Den Aufbau des Sozialismus fand ich alles richtig. Sicher, wir waren ja Arbeiter. Doch wir haben manchmal auch schon wieder

Leute, denen es zu gut geht, und die viel zu viel Geld haben. Da sind diejenigen, die wohl arbeiten tun, aber nicht so ranbringen können. Es müßte alles im Rahmen bleiben. Charakterlich bin ich wohl so geblieben, bloß heute, kann ich nichts von mir geben. Früher hätten sie aus mir keinen Ton rausgekriegt, hätte ich mich nicht getraut, aber heute kann ich es sagen. Ich habe gelernt, selbstständig zu denken. Ich habe immer das Gefühl, du bist auch wer. Wenn ich weggehe, ich bin wer. Du bist nicht so ein unterdrücktes Wesen, nein, das bist du nicht.“

Ich habe jetzt leider viel zu wenig Redezeit, um andere Beispiele zu bringen, die natürlich etwas entgegengesetztes abbilden. Etwa ein Mitläufer, der nur in die Partei eingetreten ist, um in der Normabteilung arbeiten zu können. Auch ein Beispiel, wo jemand ein Stück Selbstbehauptung gelebt hat, indem er zum Beispiel im Rundfunk sagte: „Man muß lernen, frei zu sprechen und zu denken und laut zu denken.“ Wie gesagt, es gibt sehr viele Beispiele in den Biographien, die ich gesammelt habe, daß sich Menschen außerordentlich stark mit dem Alltag in der DDR identifiziert haben. Es gibt natürlich auch sehr viele Beispiele, daß sich Menschen an diesen Alltag angepaßt haben, und es gibt auch eine Menge Beispiele von Selbstbehauptung. Wer diese drei Formen gegeneinander ausspielen will, der meint, es wäre nur das eine oder das andere möglich gewesen, geht am Alltag der DDR vorbei.

Vorsitzender Rainer Eppelmann: Herzlichen Dank, Herr Herzberg. Ich bitte jetzt Frau Kowalczyk.

Angela Kowalczyk: Mein Name ist Angela Kowalczyk. Ich bin 32 Jahre alt und habe nach der Wende angefangen, meine Geschichte aufzuarbeiten. Ich fange mit meiner eigenen Entwicklung erst einmal an. In der Schule bin ich früher ein Eckensteher gewesen, bin nur geärgert worden, bin von den Mitschülern nie für voll genommen worden. Von heute auf morgen hat sich das irgendwann geändert durch mein Interesse für die Punkszene, der ich beigetreten bin. Dadurch habe ich dann lernen müssen, mit Angriffen von außen fertig zu werden. Dazu muß ich sagen, daß ich vor dieser Zeit, seitdem ich 14 war, in einer Clique gewesen bin. Das waren ganz normale Jugendliche bei uns in der Nähe, da habe ich bereits gelernt, mich vor Polizeiwagen und so was alles zu verkriechen, weil irgendwelche Anwohner es für nötig gehalten hatten, Jugendliche als Kriminelle abzustempeln. Wir erlebten ständig Ausweiskontrollen, ständig wurden wir vom Platz verwiesen. Dann kam noch diese höhnische Sache dazu, die sagten zu uns, dann geht doch in einen FDJ-Jugendclub, aber den gab es zu dieser Zeit leider auch noch nicht. Später, als es den gab, haben sich von uns herzlich wenig Leute dafür interessiert, in den Club zu gehen, bis ich mich offen zum Punk bekannte. Ich bin das erste Mal auf einer Sylvesterparty mit Punk konfrontiert worden, habe die Musik gehört. Da tauchte einer auf, der sich eine Sicherheitsnadel durch die Wange stieß, und ich fand das wahnsinnig toll. Dadurch erwachte in mir so etwas wie eine Droge. Anfangs wußte ich überhaupt nicht, was es ist. Ich mußte die Leute kennenlernen, ich mußte einfach hin, wollte sie kennenlernen. Daran habe ich al-

les gesetzt. Diese Musik, wenn ich sie hörte, war für mich wie eine Droge, die mich aufgeputscht hat. Nie wäre ich in der Zeit darauf gekommen, daß ich mal als Staatsfeind angesehen werde, oder daß man mich als sonst was ansieht. Ich war doch kein anderer Mensch. Von heute auf morgen wurde ich auf einmal als was anderes angesehen. Das ist jetzt mein Forschungsthema. Ich betreibe Forschungen zum Thema Punk im Osten. Ich kann auch ein bißchen was zu den Punk-Entstehungszeiten sagen. 1978 bis 1980 gab es schon bereits vereinzelte Punkanhänger in Berlin. Diese Leute wurden aber eher von der Umwelt belächelt als bewußt angefeindet. Man konnte mit den Leuten noch nicht allzuviel anfangen. Man wußte nichts von ihnen. Als ich 1981 auf die Szene gekommen bin, gab es bereits eine kleinen Szene, man freute sich, wenn man auf der Straße Leute traf, die anders waren als die normalen Jugendlichen. Hatte einer eine Sicherheitsnadel am Revers, dann hat man den angesprochen. Man mußte den kennenlernen, der hat gewagt, mit einer Sicherheitsnadel rumzulaufen. Es liefen dann eben auch Verbrüderungen ab, es war einfach eine schöne Zeit. Der Zusammenhalt am Anfang in dieser Gruppierung war groß, wir waren ja ständig irgendwelchen Ausweiskontrollen ausgesetzt. Wir wurden verhaftet, nur weil wir anders aussahen, möglichst vom Alex vertrieben, bekamen Alexanderplatzverbote und ähnliche Dinge. Das schweißte uns am Anfang so zusammen, daß wir eine ganz tolle Gemeinschaft waren, um gegen die Sache bestehen zu können. Leider hat es nicht allzulange angehalten, was ich sehr bedauere. Das bröckelte immer mehr auseinander. Wobei die Staatssicherheit einen ganz großen Anteil hatte. Anfang 1982 wurde ich bereits verhaftet und verbrachte sieben Wochen in der Jugendhaft in Pankow. Darüber habe ich unter anderem ein Buch geschrieben. „Punk in Pankow“ heißt das. Wenn sich einer für diese Zeit interessiert, kann ich nur auf das Buch verweisen.

Nachdem ich aus der Untersuchungshaft entlassen wurde, habe ich das erste Mal hautnah an mir selber die Zersetzungsmethoden der Staatssicherheit erlebt. Mein Vernehmer sagte bei meiner Entlassung zu mir: Jetzt werden sie ja draußen als Politische gefeiert, sind sehr toll angesehen bei ihren Kumpels. Ich hätte nie im Traum daran gedacht, was das bedeutet, aber ich sollte es bald merken. Ich bin im Gegensatz zu meiner Anwältin, die mir eigentlich abgeraten hat, zu fahren, zu meinen Leuten zurück, aber ich mußte dahin, ich mußte wissen, was mit den Leuten passiert war. Als ich hin kam, drehten mir alle den Rücken zu, es wurde bewußt in der Szene ausgestreut, daß ich mit der Stasi zusammengearbeitet hatte und die ganzen Leute angeschwärzt hätte. Bei meinen späteren Recherchen habe ich rausbekommen, die, die mich dessen beschuldigt haben, waren wirklich IM's der Stasi. Innerhalb der Szene fing man natürlich an, sich gegenseitig zu bezichtigen. Mal begründet, mal unbegründet. Es wurden bis zur Wende IM's geworben, die arbeiteten mitunter auch bis zur Wende. Es gibt welche, die auch nie enttarnt worden sind. Diese hatten die Aufgabe, die Szene zu zersetzen. Es gab den netten Ausspruch, den ich aber sehr daneben finde, man wollte die Punkfrage lösen. Das erinnert mich sehr an andere Zeiten. Da der Staat gegenüber andersdenkenden Jugendlichen völlig versagte, öffnete irgendwann die Kirche ihre Pforten für uns. Ich bin dafür sehr

dankbar. Dadurch konnte man auch wirklich größere Tragödien verhindern. Es passierten auf jeden Fall noch genug Sachen, aber dadurch ist einiges aufgefangen worden. Es gab dafür nicht nur Fürsprecher, es gab leider auch sehr viele Gegner, die gegen die Sache der Kirche waren. Unter anderem sagt ein Spruch des ehemaligen Bürgermeisters von Friedrichshain eigentlich alles: Nehmt sie doch nicht auf, wir treiben sie dann zusammen und verhaften sie. Das fand ich sehr bezeichnend. In diesem Sinne hat man uns auch angesehen wie wilde Tiere. Stark gerieten die Punks Anfang der 80er Jahre ins Blickfeld der Stasi. Mir liegt eine von Mielke unterzeichnete Dienstanweisung vor, in der er vorschreibt, gegen Besucher der Kirche, der Bluesmessen, vorzugehen, und darauf zu achten, daß Jugendliche von außerhalb nicht zu dieser Veranstaltung anreisen. Der IM-Apparat wurde innerhalb der Szene ständig weiter ausgebaut. Man wußte nicht mehr, wer Spitzel ist und wer nicht. Das ging über das breite Spektrum der Werbung bis hin zur arglistigen Täuschung. Man erzählte dem jugendlichen IM, daß er was Positives für seine Clique tun würde. Damit gewann man ihn unter anderem. Man übte Druck aus, Einschüchterung. Das benutzte man gerne bei Leuten, die mal inhaftiert waren. Es gab natürlich auch Leute, die aus finanziellen Gründen gerne mit ihnen zusammengearbeitet haben und die auch offen gesagt haben, daß es ihnen egal ist. Das führt natürlich zur Verunsicherung. Das MfS fertigte für seine Mitarbeiter eine Aufstellung an, in der alle „negativ-dekadenten“ Jugendlichen der verschiedenen Szenen aufgelistet wurden, damit jeder kleine Stasi-Spitzel sich genau so ein Schubladendenken anfertigen konnte. Da wurde dann genau aufgeführt, wie die jeweils Leute aussehen. Um die Szene irgendwann gänzlich kaputtzumachen, kam es Mitte der 80er Jahre dazu, daß man einen Großteil der Leute zur NVA einzuberufen versuchte. Einige haben verweigert, kamen deswegen in den Knast. Dann rollte eine Verhaftungswelle an. Man konstruierte Delikte, versuchte, zunächst politisch zu greifen, wenn das nicht klappte, versuchte man es auf krimineller Basis. Bei den meisten Verhandlungen wurde als zusätzliche Strafe ein „Berlin-Verbot“ verordnet. Als Antwort auf diese Maßnahmen sind die Zahl der Ausreiseanträge gestiegen, wobei den Leuten dann neue Schikanen bevorstanden. Nach 1984 hatte es den Anschein, daß das MfS gegenüber Andersdenkenden irgendwie auflockerte, aber das war nur nach außen hin. Innerlich wurde weiter gespitzelt, bis zum Ende hin. Für mich war die Wende eine Art Film. Ich dachte nicht, daß es wirklich eine Wende gibt. Ich hielt es für eine Inszenierung der Staatssicherheit.

Vorsitzender Rainer Eppelmann: Herzlichen Dank, liebe Frau Kowalczyk. Der nächste ist der Herr Reski, bitte schön.

Günter Reski: Meine Damen und Herren, liebe Eisenhüttenstädter! Ich lebe seit über 30 Jahren hier in Eisenhüttenstadt, und nach der Wende war ich der erste Betriebsratsvorsitzende der EKO-Stahl AG. Ich denke, die Stadt und das Werk haben sich gegenseitig dermaßen geprägt, und die Abhängigkeit ist dermaßen groß, daß die Entwicklung vom Werk und der Stadt sich dann immer weiter parallel vollzogen hat. Man kann sagen, in drei großen Etappen: Mit dem Beginn des Roheisenwerkes entstand der erste Stadtteilbereich, dann mit

dem Beginn und der Inbetriebnahme des Kalksandsteinwerkes Ende der 60er Jahre weitere Stadt- und Wohnkomplexe mit einer wesentlichen Erhöhung der Zahl der Menschen. Die dritte Etappe war dann die Inbetriebnahmephase des Warmwalzwerkes in den 80er Jahren. Eisenhüttenstadt war lukrativ, weil man hier guten Wohnraum geboten hat, ausreichenden Wohnraum. Die Bezahlung war sehr vorteilhaft gegenüber vielen Betrieben und Unternehmen der Republik. Insgesamt gab es gute Zukunftsaussichten hier. Als EKO-Beschäftigte hatten wir mehrfach und wiederholt Vorteile, Sonderkontingente in der Bekleidungs- und in der Autozuteilung, ja selbst bei Schrebergärten oder auch bei den Bananen. Zu den Bananen: Wir haben 1992 mehrfach versucht, die Einheit Eisenhüttenstadt und EKO Eisenhüttenstadt herzustellen. Ich habe dann damals alle Betriebsrats- und Personalratsvorsitzende eingeladen, die dann sagten: Ihr habt damals bevorzugt die Bananen bekommen, nun seht mal auch zu, wie ihr EKO rettet. Das war keine Einzelmeinung. Insgesamt waren somit die Rahmenbedingungen im privaten und familiären Leben sehr gut, und das war auch eine gute Grundlage im Betrieb, um dort gute Arbeitsleistung entsprechend der Erwartungshaltung und den Produktionszielen zu erbringen. Gleichzeitig wurde in diesem Zusammenhang und in diesem Zeitraum die Wohnbezirksarbeit so zielgerichtet und organisiert betrieben, daß alles über die Wohnbezirksausschüsse, Wohnungsparteigruppen, Volkssolidarität, DFD usw. organisiert war. Damit wurde versucht, die Ziele der SED-Politik, das sozialpolitische Umfeld, zu regeln, zu ebnen, damit das Arbeitsleben wieder floriert und gestaltet werden kann. Alle Schichten der Bevölkerung waren darin einbezogen. Über die Organisationen und Verbände wurde dieses gestaltet und geregelt, so daß man insgesamt von einer aktiven Wohnbezirksarbeit sprechen konnte. Das Ziel war natürlich, alle Menschen, so viele wie möglich, dort in die Aktion einzubeziehen. Wohnbezirksfeste, Kinderfeste etc. waren die Umrahmung und sollten auch Freude bereiten. Damit waren insgesamt günstige soziale Verhältnisse gegeben.

Viele Menschen, ich habe das auch persönlich miterlebt, die aus vielen Teilen der Republik kamen, aus einer Altbauwohnung, oder aus einem Hinterhof, naß, dreckig, kalt, oder die unter Arbeitsbedingungen in alten vergammelten Betrieben arbeiteten, die haben dann hier das Umfeld kennengelernt, mit Fernheizungswohnung etc. Sie können sich vorstellen, was das für uns für eine Erregung war, was das für eine Freude war. Daß damit auch die Freude zur Arbeit verbunden war, ergibt sich von selbst. Das Problem war, daß der gesamte metallurgische Prozeß im EKO im Vierschichtbetrieb durchgeführt wurde, und es gab viele Familien, wo beide Ehepartner im Vierschichtbetrieb, manchmal sogar im getrennten Schichtbetrieb, tätig waren. Somit mußten entsprechende Voraussetzungen für die Kinderbetreuung geschaffen werden, das waren die Wochenkrippen und die Kindertagesstätten. Manche haben ihre Kinder erst nach vier, fünf Tagen das erste Mal wieder gesehen. Im Betrieb selbst wurden die Menschen innerhalb der Produktions- und Arbeitskollektive geprägt. Sie waren eingeordnet und untergeordnet im sogenannten „Kollektiv der sozialistischen Arbeit“. Da war das gesamte Arbeiten, Lernen und Leben in

seiner Vielfalt, manches vielleicht auch mit Freude, manches auch mit Eigeninitiative gestaltet, und diese Ziele hat sich das Kollektiv letztendlich auch selbst gesteckt. Da waren natürlich ein paar Prämissen vorgegeben, aber in der Gesamtheit wurde das jedem Kollektiv von der Zusammensetzung und Struktur her selbst überlassen. Es gab dann Kollektivveranstaltungen aller Art, Sportveranstaltungen, Theaterbesuche, auch das NAW, also das „Nationale Aufbauwerk“, verschiedene Freizeittätigkeiten. Gleichzeitig wurde aber auch versucht, über politische Schulungs- und Bildungsarbeit, über Schulen in der sozialistischen Arbeit, über das Parteilehrjahr, Buchlesungen, über ein Brigadetagebuch usw. dieses Leben zu gestalten. Oft ist es auch passiert, daß das familiäre Leben dabei in den Hintergrund getreten ist, da sich das ganze Leben auf kollektiver Ebene abgespielt hat. Die Mangelwirtschaft der DDR, die kam zuerst und sehr sichtbar in den Betrieben zum Vorschein. Es fehlte an Hilfsmitteln, Werkzeugen. Die ganze betriebliche Organisation war schwierig zu gestalten, und nicht selten kam es vor, daß ein ganzer Meisterbereich nur einen Schraubenschlüssel hatte, weil es eine Umstellung auf eine neue DIN-Größe gab. Daß darunter die Produktivität litt, die Lust und Liebe am Arbeiten, kann sich sicher jeder vorstellen. Ich glaube auch, das war der größte Nachteil gegenüber den Westdeutschen in der damaligen Zeit. Letzten Endes hat sich dadurch auch Arbeitsunlust eingeschlichen, weil es möglich war, über acht Stunden die Zeit rum zu bekommen, ohne Leistung zu vollbringen. Nicht selten wurde von dem vorgesetzten Leiter gesagt: da ist ein Problem, geht mal hin, schaut euch das an, und versucht das mal zu lösen. Wie, das war dann denen selbst überlassen. Mißmut, schlechte Arbeitsleistung kam dann dabei heraus. Im Gesamtrahmen hat die Besetzung vieler Leitungsebenen auch eine Rolle gespielt, wo die Parteizugehörigkeit die Grundlage war. Somit war natürlich in einem Unternehmen, auch bei EKO-Stahl, die Parteistruktur mit der Parteigruppe, mit der Abteilungsparteiorganisation und mit der Betriebsparteiorganisation gut durchorganisiert. Das gleiche zeigte sich auch auf der gewerkschaftlichen Ebene, so daß der politische Einfluß sehr stark war und in den Kollektiven das A und O bestimmt hat. Mit Beginn der 80er Jahre stellte sich die Mangelwirtschaft eigentlich immer stärker dar. Jeder wußte, daß bestimmte Produkte, daß bestimmte Dinge nicht erfüllt wurden, nicht gebracht wurden, und trotzdem standen in den Zeitungen Erfolgsmeldungen bei jeder Tagung des Zentralkomitees. Die Menschen fühlten sich teilweise nicht mehr verstanden, fühlten sich in ihrer Freiheit immer eingeschränkter. Es entstanden neue Bedürfnisse, zu reisen, ein Studium zu machen, den Lebensstandard zu erhöhen, mit Farbfernseher, Auto, schönen Möbeln oder Bekleidung. Das waren Bedürfnisse, die jeder hatte, die aber nur schwer zu befriedigen waren. Die Schlangen vor den Läden wurden täglich immer länger. Unzufriedenheit drückte sich aus auf der Arbeit und im täglichen Leben. Die Bevölkerung wollte so nicht weiterleben, Kritik an der Partei und Staatsführung wurde laut, bis zu den Vorgängen im Herbst 1989. Der friedliche Umbruch ist von unschätzbarem Wert für uns alle. Die Erwartungshaltung der Menschen war wahnsinnig groß, denn jeder wollte so schnell wie möglich alles haben, niemand hatte mehr Zeit. Danke.

Vorsitzender Rainer Eppelmann: Herzlichen Dank. Herr Schneider bitte.

Rolf Schneider: Als ich gefragt wurde, ob ich an dieser Veranstaltung teilnehmen würde und mir das Thema genannt wurde, hatte ich zunächst einige Probleme, weil ich nicht genau wußte, was Alltag in einem streng historiographischen Sinn eigentlich bedeutet. Es ist ein Begriff, der eher diffus ist, weil der Alltag des einen nicht dem Alltag des anderen gleich ist. Es ist ja nicht uncharakteristisch, daß hier vor allen Dingen Biographien oder biographisch angereicherte Berichte vorgetragen werden. Ich hätte es lieber gesehen, wir hätten uns ein bißchen mit der modernen französischen Sozialforschung identifiziert, die für diesen Kreis, den wir hier betrachten, das Wort „Privatleben“, la vie privée, benutzt. Das sind die Forschungen von Georges Duby und Jacques Le Goff, wo das gewöhnliche Leben der kleinen Leute, das Leben abseits der großen Schlagzeilen und der großen Namen bedacht, recherchiert und zusammengetragen wird. Wir stellen uns dem Alltag, und Sie wollen möglicherweise wissen, wie mein Alltag war. Es ist der Alltag eines Schriftstellers, der 1932 geboren wurde, der den großen Teil seines Lebens unter den Konditionen der DDR verbracht hat. Schriftsteller sind anachronistische Produzenten, sie sind ja Solisten. Sie sind Einzelgänger in einer Umgebung, die immer mehr vergesellschaftet. Das betrifft nicht nur die Länder, die sich einmal realsozialistisch nannten. Diese Tatsache, daß man als Einzelner an einem Schreibtisch oder an einer Schreibplatte sitzt oder steht, ein Blatt Papier vor sich, auf nichts reduziert als auf das eigene Gedächtnis, ist eine sonst in unserem modernen Industrieleben fast nicht wiederfindbare Angelegenheit. Das macht Literaten fast auch ein bißchen sonderbar, ein bißchen wunderbar, das hebt sie heraus aus dem Mainstream der normalen Sterblichen unserer Gegenwart.

Die DDR bildete sich viel darauf ein, ein Leseland zu sein und sehr viel für die Kultur zu tun. Wenn man die sehr reichhaltigen Netzwerke der gegenwärtigen Bundesrepublik betrachtet, die meiner Branche zugute kommen, so ist das, was die DDR für die Literatur und die Literaten getan hat, ausgesprochen armselig gewesen. Verglichen aber mit dem, was sie sonst an öffentlichen Zuwendungen für Berufe, welcher Art auch immer, gab, war das schon recht beträchtlich. Schriftsteller waren also nicht nur Solisten, sie waren auch ein bißchen privilegiert und sie wurden durch diese Privilegierung auch ein wenig verlockt, sich gefügig, sich gefällig zu zeigen.

Die DDR-Obrigkeit war auf eine beklagenswerte Weise ungebildet. Die DDR-Staatsmacht hatte unendliche Angst vor dem schönen Wort, vor dem gedruckten Wort, weil sie damit nichts anfangen konnte und nichts davon verstand. Es hat kein realsozialistisches Land gegeben, wo die Regierung und die Partei in diesem Maße ungebildet waren wie in Ostdeutschland. Das machte es für uns zugleich einfach und zugleich schwer. Wir hatten größere Mühe als in anderen Volksdemokratien, zumindest in den ersten Jahrzehnten, unsere Produkte durchzubringen. Auf der anderen Seite war die Unbildung dann doch groß genug, daß man gewisse zwischenzeitliche Untertexte an die Öffentlichkeit bringen konnte und zwar sozusagen mit dem Segen des Zensors. Es entwickelte

sich eine Korrespondenz zwischen Literaten und Publikum, Lesepublikum, die sich eigentlich außer dem offiziellen und dem schwarz auf weiß nachlesbaren Text auf diesen zwischen den Zeilen geschriebenen Untertexten verständigte. Das machte das Literatenleben in der alten DDR zu Zeiten recht spannend, auf jeden Fall immer abwechslungsreich für die Literaten und für das Publikum offensichtlich auch, sonst hätte es uns ja nicht in diesem Maße nachgefragt und bedient.

Das Thema des heutigen Abends, unseres Erzählabends lautet: Selbstbehauptung und Anpassung. Ich habe Ihnen erzählt, daß wir alle privilegiert waren durch Sonderzuwendungen, privilegiert waren durch unsere Situation, privilegiert auch durch die Möglichkeit, uns aus bestimmten organisatorischen Umklammerungen zu lösen, indem wir einfach sagten, jetzt ziehe ich mich zurück und schreibe ein Buch. Das wurde im allgemeinen respektiert. Dadurch wurde manchmal auch ein gewisser Filter der Wahrnehmung eingezogen, die wir auf die uns umgebende Wirklichkeit hatten. Die Vorwürfe, daß wir nicht ganz verbunden wären mit dem normalen Leben in der DDR, wurden nicht nur von Partei-offiziellen und Zensoren erhoben, sondern es war ein latent sich auch mittelender Vorwurf, wenn man in Lesungen ging, selbst in Gespräche im privatesten Kreis.

Auf die Frage, ob es in meiner Branche Akte einer demonstrativen Selbstbehauptung gegeben hat, fällt mir unweigerlich ein Ereignis ein, das ins Jahr 1976 fällt. Im November 1976 wurde Wolf Biermann ausgebürgert, als er ein Gastspiel bei der IG Metall in Westdeutschland wahrnahm und die Nachricht, daß die DDR ihn nicht wieder einreisen lassen würde, weil er sich feindlich gegen sie benommen habe bei seinem Auftritt in Köln, erreichte dann über verschiedene Medien am Abend des 16. November uns alle. Und es kam dann zu etwas, was es in der DDR vorher in dieser Form noch nie gegeben hatte. Zunächst versammelten 12 Autoren sich fast spontan, um einen öffentlichen Protest vorzunehmen. Dieser Protest war im Wortlaut sehr höflich, aber der Weg, den der Protest nahm, war ungewöhnlich. Er wurde nicht oder nicht nur an DDR-Offizielle gegeben, sondern er wurde zugleich an zwei große westeuropäische Nachrichtenagenturen gegeben, die ihn dann übermitteln, so daß er noch am gleichen Abend in den westdeutschen Fernsehnachrichten auftauchte und damit republikweit zur Kenntnis genommen wurde. Diese 12 Autoren, die sich da zusammengefunden hatten, wobei eigentlich nur 9 lebendig präsent waren, die anderen kommunizierten per Telefon oder per Zuruf, waren samt und sonders nicht das, was man damals schon anfang, dissident zu nennen. Es waren eigentlich Autoren, die sich im großen und ganzen mit dem Staat DDR, mit seinen politischen Zielen und mit seiner Weltanschauung identifizierten bei allen gelegentlichen Einschränkungen und Einwänden. Der Protest aber war, und das war uns allen damals schon klar und so hat es dann die Staatsmacht auch begriffen, war eine deutliche Gebärde des Aufbegehrens und des Ungehorsams. Und dieser Ungehorsam war ungeheuerlich in der DDR. Die Polen hatten so etwas schon oft praktiziert, da war es nichts Ungeöhnliches, aber für die DDR war es so ungeheuerlich, daß ein jahrelang wir-

kender Repressionsapparat der SED in Gang kam, der diese ohnehin ephemere Solidarität rasch auseinandergebracht hat. Man hat dem einen gedroht, dem anderen hat man geschmeichelt, man hat die einen eingeschüchtert und die anderen hat man negiert, man hat dumme Gerüchte unter sie getragen. Diese Gruppe ist dann rasch auseinandergebrochen. Trotzdem ist das Signal, das dieser Protest damals ausgelöst hat, eigentlich nie wieder vergessen worden, es hat sich in den Biographien aller Beteiligten fortgesetzt. Es hat dazu geführt, daß das Zutrauen und das Einverständnis der Literaten im Hinblick auf die Zustände in der DDR immer geringer wurde, daß sie das in irgendeiner Form immer wieder öffentlich machten. Es hat einen großen Exitus von Kollegen in die Bundesrepublik gegeben, die dann ihre Enttäuschung, ihren Zorn, ihre Einwände öffentlich gemacht haben. Man soll den Anteil der schönen Literatur, derer, die sie verfertigen, am Zusammenbruch der DDR nicht übertreiben. Zweifellos ist die DDR zusammengebrochen an ihrem eigenen Ungenügen, an ihrer wirtschaftlichen Not, an ihrer ungebärdigen jungen Generation, aber einen kleinen Teil an diesem Zusammenbruch haben die Literaten wohl auch gehabt und darauf können sie auch ein bißchen stolz sein.

(Beifall)

(Hinweis: Am 28.4.1997 fand von 19.30 bis 21.00 Uhr ein Erzählabend unter Beteiligung des Publikums statt)

Vorsitzender Rainer Eppelmann: Ich möchte Sie erstens ganz herzlich begrüßen, zweitens einen guten Morgen wünschen, drittens meine Freude darüber zum Ausdruck bringen, daß die Prophezeiung der Wetterfachleute für heute glücklicherweise nicht stimmt und wir keinen Dauerregen haben, sondern daß die Sonne fröhlich scheint, und drittens sind wir noch voller Hoffnung. Auf die eine oder den anderen warten wir noch. Der letzte Abend ist offensichtlich so anstrengend gewesen, daß mancher es noch nicht ganz geschafft hat. Diejenigen, die den gestrigen Abend miterlebt haben – so hoffe ich zumindest – haben mitbekommen, wie es zu DDR-Zeiten manchen Westdeutschen ging, die nach Ost-Berlin kamen und die die DDR kennenlernen wollten, und denen wir dann erklären mußten, damit sie kein falsches Bild bekamen: „Wenn du in Berlin, Hauptstadt der DDR bist, und sonst von der DDR nichts kennst, kennst du noch nicht die DDR“. Ich muß ehrlich sagen, mir ist gestern Abend deutlich geworden, wer die typische DDR kennenlernen wollte, der durfte auch nicht nach Eisenhüttenstadt gehen. Und ich glaube auch, daß das, was ich gestern an Äußerungen gehört habe, nicht typisch für die neuen Bundesländer gewesen ist, auch das sollte man ganz vorsichtig wenigstens gehört haben. Was das nicht abwertet, was wir gestern gehört haben, damit mich bitte keiner falsch versteht, es war aber nicht typisch für 16 Millionen. Ich möchte jetzt gerne dem Professor Dr. Mocek das Wort und die Leitung übertragen, weil er jetzt nämlich die Aufgabe hat, den Themenbereich „Veränderungen von Alltagserfahrungen und -erwartungen 1989/1990“ zu leiten und zu moderieren. Bitte, Herr Professor.

Gesprächsleiter Prof. Dr. Reinhard Mocek: Recht schönen Dank. Ich möchte Ihnen, sehr verehrte Damen und Herren, zunächst unseren Gast vorstellen, Dr. Hans Joachim Maaz, Jahrgang 1943, Studium der Humanmedizin in Halle an der Saale und nun Facharzt für Neurologie, Psychiatrie, Psychotherapeutische Medizin, Psychoanalyse und seit 1980 Chefarzt für Psychotherapie im Diakoniewerk Halle. Seit 1993 erster Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für analytische Psychotherapie und Tiefenpsychologie und erster Vorsitzender des Mitteldeutschen Instituts für Psychoanalyse in Halle. Von Dr. Maaz gibt es eine große Zahl von Veröffentlichungen, vor allem zu den psychosozialen Folgen des DDR-Systems, und das erste Werk dieser Reihe, „Der Gefühlsstau“, 1990, hat Furore gemacht und war wohl eines der ersten auch gesellschaftstheoretischen Analyseversuche zur Situation der Wende. Dann schloß sich an: „Das gestürzte Volk“, 1991 und „Psychosoziale Aspekte im deutschen Einigungsprozeß“, dann „Die Entrüstung“, 1992, „Die Einheit beginnt zu zweit“, 1992 und „Gewalt in Deutschland – eine psychologische Analyse“, 1993. Wir sind gespannt, was Dr. Maaz hier zur Diskussion stellen wird, und ich möchte Ihnen das Wort erteilen.

Dr. Hans Joachim Maaz: Schönen Dank, Herr Dr. Mocek. Meine sehr verehrten Damen und Herren, die Perspektive auf die sozialen Befindlichkeiten heute läßt sich nur als eine Vermengung der Folgen aus der DDR-Zeit und der Wirkungen und Folgen der Vereinigung verstehen. Der Vergleich, die Relation zwischen östlicher und westlicher Sozialisation ist deshalb das Thema, und das macht manches noch viel deutlicher als vor 6 bis 7 Jahren.

Alltagserfahrung und Alltagserwartung von Menschen werden immer geprägt und beeinflußt von einem Zusammenspiel von ganz persönlichen, individuellen, lebensgeschichtlich geprägten Bedingungen und den äußeren sozialen Lebensbedingungen. Wenn in einer Gesellschaft ein starker Erfolgsdruck oder Erwartungsdruck besteht, wie Menschen sein sollen, wenn solche Normen in einer Gesellschaft dominieren, dann gibt es immer auch über ganz individuelle Lebensvollzüge hinaus verallgemeinerungswürdige Tendenzen von Erfahrungen, von Erwartungen, von Einstellungen und Haltungen. Dies war auf jeden Fall in der DDR gegeben, durch das umfassend autoritär repressive Gesellschaftssystem.

Solche Erwartungen richten sich zum Beispiel an das richtige Verhalten, und das suggeriert ja, das es erwachsene Experten gäbe, die wüßten, was das richtige oder das falsche Verhalten sei, und sei es, daß dieses richtige Verhalten entweder das richtige Bewußtsein in gesellschaftlicher Form oder der rechte Glauben in kirchlicher Form ist, oder auch – auf die Wirtschaft bezogen – eine marktgerechte Flexibilität oder eine neue dynamische Leistungsfähigkeit. Die allermeisten Menschen wurden also von Geburt an unter Erwartungen gestellt, mittels eines Erziehungsdrucks, der aus den Kinder allmählich angepaßte, gehorsame Menschen machen wollte, die sich diszipliniert und ordentlich zu verhalten hätten und sich vor allem uneingeschränkt in den Dienst der sozialistischen SED stellen sollten. Unabhängig von irgendeiner politischen, morali-